

Jazzband in Obstalden [Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 16

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639289>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dessen Weiler Costa vor zirka achtzig Jahren Gold, Silber und Blei ausgebeutet wurden.

Bei Crogljo unterließ ich übrigens, dessen als Wallfahrtsort berühmte Bartholomäuskapelle zu erwähnen, die zugleich bemerkenswerte Fresken aus dem 15. Jahrhundert enthält.

Und nun rasch hinüber nach Astano, dem letzten Dorfe auf dem Wege nach dem Monte Lema.

Schon grüßt uns Bombinasco und kurz darauf Banco, wo 1886 ein Stein mit etruskischer Inschrift und vorgeschichtliche Grabhügel und kurz vor dem Kriege ein prächtiges geschliffenes Steinbeil entdeckt wurden.

(Schluß folgt.)

Jazzband in Obstalden.

Ein Kleinstadtroman von Paul Ilg.

8

Davon, was aus diesem Bund weiter werden sollte, war zwischen ihnen kaum je die Rede gewesen. Dazu war das Glück der Stunde viel zu groß. Genug, daß Wie ihm zuhören durfte, wenn er seine Künstlerhoffnungen gleich Leuchtrafeten ins Blaue steigen ließ! Sie selbst kannte nur die Sorge um das nächste Zusammensein mit dem Geliebten — all die Herrlichkeiten des Stellbichens, die Vorwände, deren sie bedurfte, die mancherlei Gefahren der Ueberrafung, des Verrats, denen sie auf diesen Fahrten ausgefetzt war. „Wann sehen wir uns wieder?“ ging ihr Atem bei der Trennung schwer und bang. „Gott sei Dank, da bist du ja!“ jauchzte das Herz beim Wiedersehen. Heiraten? Welch verrückte Idee! Nein, ihre Gemeinschaft hatte wahrlich keinen praktischen oder moralischen Zweck, sie war ziellos wie Schmetterlingsflug, sich selbst genug, wie jede echte Liebe.

Und nun? War denn diese Wonne plötzlich aus ihrem Gefühl geschieden, gab es fortan für sie keinen Weg mehr, der auf solche Höhe des Lebens führte? Angst, Angst, lähmendes Entsetzen! Großer Gott, nein, es durfte ja nicht zu Ende sein! Hatte sie in jenen erhabenen Augenbliden nicht Vater und Mutter vergessen, gänzlich losgelöst von ihnen, ein neues, selbstherrliches Leben begonnen? Und war denn nicht auch er, dem sie sich so selig rückhaltlos hingegeben, seither unzertrennlich mit ihr verbunden?

Wieder fleg vor Mies Augen das Schredgespenst auf — Tabu für die weltfremde Seele — „Er hat eine Frau und zwei Kinder!“

Dies, dies ... hart, erbarmungslos als Schranke vor ihr aufgerichtet, konnte sie wohl niemals überwinden, nicht fassen, daß ihr reines himmelhoch trauendes Gefühl sich so jämmerlich verirren mußte!

Langsam sank sie in Dumpfheit und Grauen. Nur nicht mehr denken! Vor übergroßer Erschöpfung hatte sie wohl einige Zeit im Dämmer Schlaf zugebracht? Aber plötzlich sprang sie wie gerufen ans offene Fenster und starrte hinaus, die schimmernden Rieswege entlang, zu den nidenden Jasminbüschen hinüber, deren Duft der laue West ihr zutrug. Hatte vielleicht nur der Gärtnerhund angeschlagen? Sie konnte lange nichts Verdächtiges entdecken noch erlauschen. Und doch — Allmächtiger! Dort hinten an der Gartenmauer ... wahrhaftig, schlich ein Mensch im hellen Mantel und winkte. Das war er. Es konnte ja kein anderer sein. Sie fuhr entsetzt zurück, damit er nicht gar noch ihren Namen rufe, blieb aber ratlos inmitten des Zimmers stehen und horchte. Kam er näher? Knirschte nicht der Kies unter seinen Tritten? Um Gott ... wenn nun der Vater erwachte! Er hörte im Schlaf schier jedes Geräusch. Oft geschah es, daß er mitten in der Nacht aufstand, mit dem Revolver bewaffnet, im Haus und Garten die Runde machte. Diese

Manie entsprach seiner veränderten Lebenseinstellung, da er überall Anarchie, Zerstörungslust, Gewalttat witterte. „Die Welt besteht bald nur noch aus Banditen. Nimm dich in acht, daß du nicht auch noch in ihre Fänge gerätst!“ pflegte er die Tochter griesgrämig zu ermahnen.

O Himmel, da, da! Ganz deutlich hörte sie's jetzt rufen: „Wie, Wie, so komm doch nur. Ich warte, warte!“

Lautlos öffnete sie ihre Türe, tastete sich der Wand entlang zur Treppe, gespenstisch hinab und hinaus. Ohne dem Harrenden ein Zeichen zu geben, lief sie nach der anderen Seite des Hauses, über den Rasen, hinter schützende Koniferen.

Um nicht hinzusinken, mußte sie sich an einem Stamm festhalten. Doch als der unheimliche Gesell dann atemlos herbeistürzte, sie stürmisch in die Arme schließen wollte, stieß sie ihn hart vor die Brust.

„Geh doch zu deiner Frau und schäm dich vor deinen Kindern!“

Mehr brauchte es nicht. Der Zuruf zerrüttete im Nu seine letzte Zuversicht. Er trat eingeschüchtert zurück.

„Also das ist's? Ich konnt' es mir ja denken!“ sagte er blaß, sah ihr dabei aber offen, ehrlich, kummervoll in die Augen.

Noch einmal bäumte sich ihr ganzes Herz gegen die unfahrbare Tatsache auf.

„Ist es denn wahr? Hast du mir das verschweigen, mich so schredlich hintergehen können?“

Doch halt! Sie mußte ja ihren gerechten Zorn vor dem Zerfließen bewahren.

Noch einmal riß sie sich zusammen, blickte ihn durch die Tränen verächtlich an.

„O, es ist gewiß kein Kunststück und keine Heldentat, ein unerfahrenes, vertrauensseliges Ding wie mich so zu täuschen und herumzukriegen! Hät' ich vor Wochen gewußt, was ich jetzt weiß — nicht einen Schritt wär' ich mit dir gegangen!“

Traurig, doch keineswegs zerschmettert stand er vor ihr, das Kinn trotzig auf die Brust gepreßt, die Hände in den Manteltaschen vergraben.

„Das mußt ich mir doch selber sagen. Und darum schwieg ich davon, Wie. Ich fühlte mich doch schon bei der ersten Begegnung so sehr zu dir hingezogen! Und wenn ich dir auch gesagt hätte, daß ich unglücklich verheiratet bin und mich scheiden lassen will — was würd' ich wohl damit erreicht haben? Du hättest dich ja trotzdem entsetzt von mir abgewandt!“

Das hieß mit anderen Worten: „Ich spürte deine Bereitschaft zur Liebe und wollte mir dieses Glück nicht entgehen lassen!“

Wie grauenhaft klar und einfach war das. Es kam offenbar aus einer kälteren Zone, in der Wie noch nicht zu atmen vermochte. Hatte sie ein rührseliges Theater der Zerknirschung erwartet, hoffte sie ihr tiefgekränktes Herz in heißen Reuetränen gesund baden zu können? Trotz ihrer Fortgeschrittenheit und Unternehmungslust nährte sie noch recht hausbadene Begriffe vom Wesen eines fahrenden Sängers. Keine Spur, es fiel ihm nicht ein, vor ihr auf die Knie zu fallen, sie mit erhobenen Händen um Gnade und Barmherzigkeit anzuflehen! Ihre Sammermiene: „Was hast du aus mir gemacht?“ schien ihn gänzlich kalt zu lassen. Das ... das ... nein, das konnte sie nicht ertragen.

„Sieh, wie roh und gemein du bist! Du wolltest also nur dein Vergnügen mit mir haben?“ zischte sie ihn an und zerrte dabei wie rasend an einem Ast der behäbigen Blausäfte, die so wunderbar schimmerte in der fast taghell erleuchteten Sommernacht.

Der Geiger zog seinen Mantel aus, legte ihn behutsam vor ihr auf den Rasen und forderte sie gelassen auf: „Seh dich erst mal hin, Wie. Ich will dir alles in Ruhe erklären.“

Du weißt ja selbst am besten, daß das nicht wahr ist, was du da behauptest!"

Verächtlich schob sie das Kleidungsstück mit der Schuhspitze weg, hielt die Ohren zu und stampfte Löcher in den Boden.

Nichts will ich mehr hören! Es ist aus, aus, aus. Geh doch in Gottesnamen! Warum gehst du denn nicht? Denkst du, ich wolle Liebchaften mit verheirateten Männern haben?" Ihre Stimme schlug um und der großmächtige Zorn zerfloß nun doch in einem wohlthätigen Schmerz, an dem das vorausgenommene Abschiedsweh entschieden mehr Anteil nahm als die Entrüstung über die ihr widerfahrene Schmach. Es war schändlich — aber jede Faser ihres Herzens bebte vor Angst, er könnte wirklich gehen und sie mit ihrer heillosen Sehnsucht nach seinen Zärtlichkeiten, nach all der Frische und Fröhlichkeit seines Wesens für immer allein lassen. O, er brauchte wohl nicht lange zu suchen, um eine zu finden, die ungefragt, unbekümmert dankbar hinnahm, was er Köstliches zu bieten hatte!

Ja, wenn er nur so ein naschüchtiger, leelenloser Filou gewesen wäre! Allein ihm ging es jetzt wenig besser wie ihr selbst, und als sich die Verzweifelte jetzt bitterlich schluchzend ins feuchte Gras warf, war es auch um seine Fassung geschehen. Jazzband hin, Weltkind her! Das war eine gar schlichte ergreifende Volksweise . . . die uralte Melodie von der Unvollkommenheit alles Irdischen. Was hätte er dabei anderes tun können, als demütig niederzuknien, ihr Haar zu streicheln und gelinde zu beschwichtigen: „Sei doch nicht traurig, Mie. Es ist ja alles gar nicht so schlimm!“

In seiner Herzensnot erinnerte er sich einer Szene, die sich dort trüben, im Gottberger Wald abspielte . . . Es war in einem Augenblick des Uebermutes nach dem ersten Liebesrausch, als er, um Gewissensbisse zu geschweigen, dem Drang nach völliger Offenheit gehorchte. Er brachte es jedoch nur zu einer unwahrscheinlichen Umschreibung, indem er die Geliebte mit toderstem Blick fragte: „Was würdest du wohl tun, wenn du eines Tages hörtest, daß ich ein . . . ein Schwerverbrecher sei?“ Allein Mie hatte nicht lange mit der Antwort gezögert; sie war ihm geradezu begeistert an den Hals geflogen: „O Muß! Und wenn du ein Mörder wärest — ich könnte doch nicht von dir lassen!“

Ja, diese köstlichste Begebenheit, dies unverbrüchliche Siegel ihrer Liebe war es wohl wert, jetzt als Talisman hervorgeholt zu werden!

„Weißt du noch, was du dort drüben sagtest, Mie? Bin ich denn schlimmer als ein Mörder?“

Mit dieser Frage, die er ihr ins Ohr flüsterte, wobei heiße Tropfen auf ihre Wangen fielen, wiegte er den ärmlichen Zorn zur Ruh. Nur die Trauer blieb. Eine unüberwindliche Trauer. Etwas Einzigschönes, Paradiesisches hatte sich aus ihrer Seele fortgestohlen. Das überschwängliche Gefühl: „Wir sind ein Leib und eine Seele, unzertrennlich in alle Ewigkeit!“ war erloschen. Wie sollte es je wieder Flamme werden? Verstummt auch der innige Jubel eines zum erstenmal liebenden Mädchenherzens: „Er ist ganz, ganz mein! Nur mir leuchten seine Augen, für mich wachsen seine Kräfte!“ Die beseligende Heimlichkeit dieser Liebe, die all ihre Wege verfürzte, der feste Glaube an die Unschuld ihrer Kameradschaft, das stolze Bewußtsein selbst-eigener Wahl, mit dem sie im Notfalle sogar den Eltern gegenüberzutreten wollte — dies alles war nicht mehr ihr eigen! Was Mie in dieser schweren Stunde einzig noch als Gewißheit empfand — ihre Verheißung: „Und wenn du ein Mörder wärest, ich könnte doch nicht von dir lassen!“ bedeutete eher Fluch als Seligkeit. Es half ihr wenig, zu denken, daß auch er unlöslich mit ihr verbunden sein müsse. Ach, ach! Nun war es nicht mehr der Wächter mit goldenem Schild, der schirmend vor ihr stand — sie spürte die Gegenwart des Engels mit feurigem Schwert,

der die Pforte des Paradieses bewachte, daraus sie beide vertrieben waren . . .

Müde, widerstandslos ließ sie sich von dem Geliebten umfassen, ein schwaches Echo nur den leidenschaftlichen Küßsen, mit denen er ihre Tränen ersticken wollte, Arm in Arm, Nebel im Kopf, Kummer im Herzen, Blei in den Gliedern, schliefen sie, aller Vorsicht spottend, wider Willen ein . . .

So kam es, daß die Generalin, der die Sorge um ihr Kind keine Ruhe ließ, die schlimmste Ahnung einer Mutterseele bestätigt sah. Sie hatte das Zimmer der Tochter leer gefunden, in aller Stille Haus und Garten abgesucht und stand nun vor einem Verhängnis, dem gegenüber sie sich vollkommen ohnmächtig fühlte. Der Mond beleuchtete eine Szene, vor der sie wünschte, mit Blindheit geschlagen zu sein. Kein Schrei des Entsetzens, kein Laut des Jammers, entrang sich der verkraampften Kehle. Raum, daß die mächtige Frau noch die Kraft fand, sich dem wilden Bärchen zu nähern, der Tochter Arm zu packen, die selig-unselige Schläferin hochzureißen.

Zwei arme Sünder standen unverhofft vor ihrem Richter . . . Die bestürzten Mienen enthielten ein umfassendes Geständnis ihrer Schuld.

„Nein, diese Schande! Marsch, ins Haus, du schamloses nichtswürdiges Geschöpf! Um Gottes Barmherzigkeit, weißt du denn nicht, was geschehen könnte, wenn jetzt der Vater erschiene?“ leuchtete die Mutter, matt vor Elend. Erst beim Anblick des sich aufraffenden Verführers, der nicht wußte, ob er fliehen oder bleiben sollte, erhob sie sich wieder zu ihrer Würde. Mit einem fürchterlichen Blick schmettete sie den kleinen Musitanten zu Boden und mit dem Stock, den sie schlagbereit erhoben hatte, wies sie den Einbrecher hinaus: „Augenblicklich verschwinden Sie, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist! Lassen Sie sich nie wieder hier sehen und hüten Sie sich, mein Kind nochmals anzurühren, Sie verwahrloster Vagabund! Der verdienten Strafe werden Sie hoffentlich nicht entgehen!“

Haß und Verachtung — ein Uebermaß von Verachtung sogar, wie sie nur einem gänzlich verkommenen Subjekt geührte. Auch ein Mensch mit gutem Gewissen und eiserner Stirn wäre dem Anblick der empörten Herrin schwerlich gewachsen gewesen. Der Geiger schrumpfte zu einem Häuflein Unglück zusammen vor dieser Frau, die in ihrem Aufzug, nur mit Haube, Mantel und Pantoffeln angetan, einer Rachegöttin glich. Keine Sekunde dachte er an irgend welche Ausflucht oder Rechtfertigung, die es in den Augen dieser Mutter unmöglich geben konnte. Ein zu Recht gezüchtigter Junge gestand er sein Verschulden und bat stammelnd, zitternd um Verzeihung: „Wie das alles gekommen ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Anders wohl, als Sie denken. Und wenn's ein Verbrechen ist in Ihren Augen, so bin ich allein der Schuldige. Lassen Sie's nicht Ihre Tochter entgelten. Nur darum bitt' ich noch: schonen Sie Mie und helfen Sie ihr. Sie verdient nicht Schimpf, sondern Liebe und Güte.“

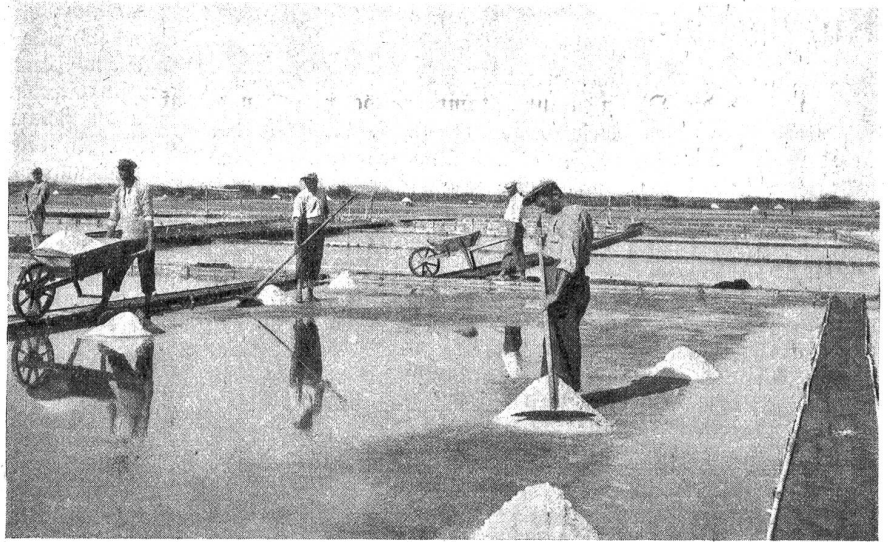
Damit raffte er seinen Mantel auf und ging auf das Parktor zu. Seine fürchterliche Niederlage wandelte sich augenblicklich in einen strahlenden Sieg. Mie machte eine blitzschnelle Bewegung, riß sich von der Mutter los und stürzte aufschluchzend an seine Brust: „Auf Wiedersehen, Muß! Vergiß mein Versprechen nicht. Mag kommen, was will — ich halte zu dir!“

Die Generalin bedeckte ihr Gesicht vor Grausen. Das war ja . . . o ihr himmlischen Mächte . . . das, ja, das war nun wirklich das Ende ihrer Mutterherrlichkeit! In den letzten Stunden hatte sie sich einen herzbewegenden Zuspruch ausgedacht, mit dem sie die erahnte Gefahr beschwören, ihr Kind vor dem Verderben retten wollte. Nun geschah ihr, wie einem Gast, der zur Hochzeit geladen ist und im Augenblick, da er seine Glückwünsche anbringen will, die traurige

Runde vernimmt: „Das Fest kann leider nicht stattfinden. Die Braut ist gestorben!“

Es half nichts, die Augen zu verschließen. Sie sah ja doch, was sie nicht sehen mochte. Die Tochter hatte sich bereits vom Elternhause losgesagt und mit einer Welt verbündet, die der Herrin auf Windegg wie Sodom und Gomorrha vorkam. Wahrlich, ihr Kind war gestorben! Vor der trauernden Mutter stand ein schwer beleidigtes, kampfbereites Weib, das sie feindlich anblickte: „Es ist nun einmal so. Spare dir alle Vorwürfe und Drohungen. Ich gehöre von nun an ihm, dem verwaorlosten Vagabunden!“

Allein zum Austrag des Kampfes blieb ihnen jetzt keine Zeit. Dröhnend fiel die Gartensportle ins Schloß. Der kleine Nachwächter alarmierte alsbald den großen, der sich nicht lange mahnen ließ. Als die beiden Frauen vor dem Hause anlangten, stand der General schon lauernd auf der Terrasse. Er war im Nachtanzug und hielt in der Tasche seinen Browning umspannt.



Beginn der Salz-„Ernte“. Die Verdunstungsbassins sind fast trocken und man beginnt die Salzkristalle zu sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Salz aus dem Schwarzen Meer.

Meinem Sohn. Von Johanna Siebel.

Nun bist du wie ein junger Baum.
Ein Baum, in dessen Zweigen
Noch Jugendglück und Jugendtraum
Und weich die Lüfte reigen.

Wie lang — dann wird ein Sturm wohl auch
An Stamm und Wurzeln rütteln
Und wird mit seinem wilden Hauch
Die jungen Zweige schütteln.

Die Weltallsmacht mit hartem Arm,
Mit Brausen, Biegen, Toben
Und mit der Wolken dunklem Schwarm
Wird deine Kraft erproben,

Und prüfen, ob in festen Grund
Du deine Wurzeln senkstest,
Und spüren, ob den Saft gesund
An dein Gezweig du lenkstest

Dann zeig' im Sturm, du junger Baum,
Die Kraft, die dir gegeben,
Sei fest und stark! Füll deinen Raum
Dereinst mit reichstem Leben!

Der Teppich. Von E. Oser.

Dunkelbraune Ackerhollen,
Eng umrahmt vom jungen Grün.
Weiß durchwirkt die satten, vollen
Streifen von des Lenzes Blühn.

Helle Wege, rote Dächer,
Weitgespannt des Himmels Blau.
Spitzenfein der Wipfel Fächer,
Fern der Berge Silbergrau.

Alles meinem Blick dort oben
Beut sich wie ein Teppich dar,
Von des Schöpfers Hand gewoben,
Erwig neu und wunderbar.

Der kleine Ort Anchialo am Schwarzen Meer ist eigentlich eine untergegangene Stadt. Vor vielen Jahrhunderten war sie die Beherrscherin des Meeres, „Civitas Magna“ nannten sie die Römer ihrer Bedeutung wegen. Fünf römische Heerstrahlen gingen von ihr aus und verbanden die Stadt mit den übrigen Teilen des römischen Weltreiches. Von diesem Glanz ist nicht viel übriggeblieben. Der Hafen konnte wohl den Schiffen des Altertums, nicht aber denen der Neuzeit genügen, und statt der gewaltigen Heerstrahlen führt heute nur noch eine Schmalspurbahn nach Anchialo.

Und doch kennt man im Südosten Europas den Namen Anchialo, denn dort wird Salz aus dem Meere gewonnen, das für den Bedarf von vielen Millionen Menschen verwendet wird. Die Methode, nach der heute in Anchialo das Salz gewonnen wird, ist über 900 Jahre alt. In diesen Jahrhunderten hat sich praktisch fast nichts in der Art und Weise geändert, in der man aus dem Meerwasser das Salz gewinnt, und bis in weitere urdenkliche Zeiten wird es wohl auch noch so bleiben. Die Stadt liegt inmitten der Salinen, die sich soweit das Auge nur blicken kann, in kilometerweiten Fernen mit dem Horizont berühren. Die Salinen bestehen aus, man kann schon fast sagen „unendlich“ vielen flachen Holzkästen von ungefähr 30 Zentimeter Tiefe. In diese Kästen wird das Meerwasser eingelassen und der Verdunstung durch die Sonnenbestrahlung ausgesetzt. Je nach der Stärke der Sonnenhitze schwankt die Zeit der Verdunstung zwischen einigen Wochen bis zu zwei Monaten.

In dieser Zeit hat sich das Salz immer mehr aus dem Meerwasser herauskristallisiert und schließlich sind die Verdunstungsbassins ganz trocken und am Boden mit einer Salzschiebt bedeckt. Jetzt beginnt die sogenannte „Ernte“ des Salzes. Barfüßige Arbeiter krabben mit einer Art geschlossenen Rechen das Salz zusammen und häufen es dann zu kleinen Hügeln auf. Das Salz trocknet nun noch kurze Zeit an der Sonne vollkommen aus und wird mit Schubkarren weggeschafft. Für den Gebrauch sind die Kristalle noch zu groß, sie haben ungefähr 1 Zentimeter Durchmesser. Deshalb wird das Salz gemahlen und kommt dann gleich in den Handel. Die Menge des gewonnenen Salzes richtet sich ganz nach dem Wetter, doch werden in der Gegend um Anchialo jährlich durchschnittlich 60 Millionen Kilogramm Salz gewonnen.

W. A. Baumfeld.